

Nachruf auf Wilhelmine M. Sayler

Wilhelmine M. Sayler (21. März 1928-9. November 2021) war Erziehungswissenschaftlerin und Psychologin. Sie wurde 1954 an der LMU München mit einer Arbeit über „Josef Göttler und die christliche Pädagogik“ promoviert und habilitierte sich 1967 in Löwen mit einer Arbeit über „Das Verhältnis von Theorie und Praxis in der Pädagogik“. Nach mehrjähriger Tätigkeit am Institut für Lehrerbildung in Ingolstadt wurde sie 1958 zunächst außerordentliche, später ordentliche Professorin in Eichstätt. 1970 erfolgte ein Ruf an die pädagogische Hochschule Rheinland, Abteilung Bonn, die 1980 der Universität Bonn als Pädagogische Fakultät angeschlossen wurde. 1988 wechselte sie an die Universität zu Köln. Sie wurde 1993 emeritiert.

Soweit die Stationen einer akademischen Karriere, die in dieser Form der Darstellung deutlich glatter wirken, als sie es waren. Wilhelmine Sayler kannte sehr wohl die Karriereprobleme von Frauen in der Nachkriegszeit des 20. Jahrhunderts, als die deutschen Universitäten noch Männergesellschaften waren. Sie entschied sich bewusst für den steinigere Weg, wenn es darum ging, ihre Eigenständigkeit als Mensch und Frau zu wahren. Die Habilitation an der Katholieke Universiteit Leuven ist nicht einfach Ausdruck ihrer seit dem Studium internationalen Ausrichtung, sondern auch Ergebnis von Schwierigkeiten in Deutschland, die Arbeit zu platzieren. Auch der Wechsel von Bonn nach Köln war nicht ganz unabhängig von kollegialen Differenzen bis hin zu persönlichen Anfeindungen, die aus der Kombination von weiblichem Geschlecht, wissenschaftlichem Erfolg und auch politischer Wirksamkeit erwachsen. Denn Wilhelmine Sayler konnte für das von ihr in Bonn im Alleingang entwickelte Feld der damals sogenannten Ausländerpädagogik ansehnliche Drittmittel für Projekte einwerben. Und sie arbeitete auch empirisch. Mit dem seinerzeit üblichen Killerargument „Erbsenzählerei“ konnte man ihr nicht beikommen, da sie mit ihren Qualifikationsarbeiten nicht nur zeigen konnte, dass sie sich fundiert nicht nur in der europäischen pädagogischen wie philosophischen Theorietradition seit der Antike und der seinerzeit vorherrschenden Geisteswissenschaftlichen Pädagogik bewegte, sondern auch von ihrem Studium in den USA her mit John Dewey gut vertraut war, dessen Arbeiten (nach Kant) die meisten Einträge im Literaturverzeichnis aufweisen. Außerdem war sie in der personalistischen Pädagogik katholischer Provenienz klar verankert und passte von daher eigentlich ganz gut in das damalige Milieu der Bonner Erziehungswissenschaft. Gleichzeitig war sie aber nie ‚auf Linie‘, da sie keinen Hehl daraus machte, der Enge dieses Ansatzes entkommen zu wollen. Das lässt sich schon

an der Gestaltung ihres Dissertationsthemas erkennen. Sie behandelte Josef Göttler als jemanden, der erfolgreich die Grenzen der Katechetik zu einer Pädagogik überwand und als „Realpädagogiker“ für eine enge Verbindung von Theorie und Praxis eintrat.

Wilhelmine Saylor ging zeit ihres Lebens gerne über Grenzen hinaus. Für ihre Entwicklung war die Studienzeit in den USA sicherlich entscheidend. Später bereiste sie sehr viele Länder, besuchte auch im Urlaub vor Ort Bildungseinrichtungen und hatte mehrere internationale Forschungsaufenthalte u. a. in Lateinamerika und Südafrika. Lange Zeit nach ihrer Emeritierung arbeitete sie in diversen vergleichenden Lehrforschungsprojekten an der Versöhnungsproblematik im südlichen Afrika weiter. Sie verstand sich als theoretisch und empirisch arbeitende Erziehungswissenschaftlerin, die sich erfahrungswissenschaftlich verortete, aber keinem Paradigma zuordnen ließ, insofern als sie schon früh quantitative und qualitative Methoden miteinander verband, als sie professions-theoretisch Pädagogik und Psychologie nicht als Kontinuum behandelte und theoretisch den personalistischen Ansatz über die Rezeption Martin Bubers, Carl Rogers und insbesondere Paulo Freires zu einem anthropologischen Ansatz verschweißte, der den Zugang zum Anderen im Dialog mit einer besonderen Aufmerksamkeit für diejenigen verband, die keine eigene Stimme verfügen. Aus dieser Perspektive entwickelt sie ihre Vorstellung einer „integrativen Pädagogik“ als Grundlage dessen, was man damals Ausländerpädagogik nannte, mit einem übrigens auch hohen politischen Anspruch.

Dieses Denken lässt sich als Konstante seit ihrer Dissertation bis in die späteren Arbeiten im Feld der interkulturellen Erziehung erkennen, in denen die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen und politischen Dimensionen in den Vordergrund trat. Stets war ihr wichtig, Pädagogik – wie auch Forschung – von einem Verständnis des Gegenübers her zu entwickeln, das Andere als Subjekte und nicht als behandelbare Objekte anerkennt. Auf dieser Grundlage kam sie unter Bezug auf Freire auch zu einem partizipatorischen Forschungsansatz – allerdings ohne diesen systematisch auszuarbeiten. Sie plädierte schon in den 1960er Jahren für die Zusammengehörigkeit von Wissenschaft und Praxis und die Nutzung der „versammelten Erfahrung“. Die drei von ihr 1987 veröffentlichten Bände umfassen dementsprechend theoretische Überlegungen, eine Konzeption integrativer Praxis, die Entwicklung von Materialien, die wissenschaftliche Evaluation („Ausländerpädagogik als Friedenspädagogik“, „Bausteine zur interkulturellen Erziehung“) und eben auch politische Perspektiven („Wider die Xenophobie“. Ausländer zwischen Ablehnung und Integration“, 1987).

Ihr Ansatzpunkt an Integration und Dialog hinderte sie nicht daran, auch scharfe Urteile zu fällen und zu kommunizieren. Das gilt für die Auseinandersetzung mit Teilen der pädagogischen Tradition (so in ihrer Habilitationsschrift), den gesellschaftlichen und politischen Widerständen gegen interkulturelle Bildung zu einer Zeit, in der „Integration“ noch ein emanzipatorischer

Kampfbegriff der Anerkennung gesellschaftlicher Diversität war. Es hinderte sie auch nicht daran, an Begriffen wie Xenophobie festzuhalten, als der Begriff Rassismus zur schärferen Waffe wurde, oder auch lange an der Bezeichnung „Ausländerpädagogik“ für die wissenschaftliche Teildisziplin festzuhalten, als sich aus der Kritik an der ‚Sonderpädagogik für Ausländer‘ die Bezeichnung „interkulturelle Bildung“ fachlich durchzusetzen begann. Das war übrigens nicht etwa Resultat eines rückwärtsgewandten Widerstands gegen einen fachlichen Wandel, sondern der Bedeutung des Faktums der Migration. Heute würde Wilhelmine Sayler ggf. den Ausdruck „Migrationspädagogik“ bevorzugen.

Und schließlich hinderte sie ihre Orientierung an Dialog und Humanität auch nicht daran, in bestimmten Momenten akademischer Selbstverwaltung wie z. B. in Fakultätssitzungen ihre ironische Seite auszupacken und, wenn sich männliche Kollegen in inhaltslosen, aber dafür blumig-länglichen Statements erschöpften, halblaut zu kommentieren: „Eigentlich ist er C 5“ oder: „Und darauf einen Dujardin!“

Hans-Joachim Roth und Wassilios Baros